

# TEXT & KONTEXT

Zeitschrift für  
germanistische Literaturforschung in Skandinavien

herausgegeben von  
Klaus Bohnen – Bjørn Ekmann

Kopenhagen – 2001 – München  
WILHELM FINK VERLAG

# Spricht die Jugend von heute das Deutsch von morgen?

## Soziolinguistische Überlegungen zum Normenwandel.

von Ludwig M. Eichinger, Kiel

### 1. Vom neuen Bild der Jugend

Warum fällt uns neuerdings jugendliches Sprachverhalten so viel mehr auf als früher? Schon 1984 hat Harald Weinrich festgestellt, dass viele der Leute, die über die Zukunft der deutschen Sprache nachdachten, ein Konzept verträten, nach dem die deutsche Sprache der Zukunft so wie die Umgangssprache oder wie die Sprache der Jugend heute aussehen würde. Natürlich ist das zu einfach gedacht, berücksichtigt vor allem nicht den stabilisierenden Faktor der Schriftlichkeit. Dennoch mehren sich die Stimmen, die in der Sprache der Jugend einen womöglich entscheidenden Angriff auf die existierende Sprachkultur sehen, und nicht, wie früher, einen von Unreife zeugenden Entwicklungszustand. Die Jugend, so meint man, habe nun das Sagen, oder sie stehe zumindest kurz davor. Davon zeugen auch Parodien auf jugendsprachliche Ausdrucksweisen und Lebensstile wie im *Streiflicht der Süddeutschen Zeitung* vom 3. Mai 1996:

Hallllohh, junge Leute [...] Ihr seid einfach Klasse. Großartig. Eine konfliktscheue Bande, angewidert von jeglicher Politik und angepasst bis zum Gehtrichtmeh. Eure Lebensziele folgen denjenigen Eurer Eltern. Haus. Geld. Freizeit. Bravo! Aber Ihr mixt gern. Das Leben ist *Comedy*. Spaß eben. Unsere Bosse mit dem unaussprechlichen Namen [...] haben ein lustiges Beispiel parat. Dafür. Parat heißt: In die Welt gesetzt. Junge Leute jonglieren mit den "Kulturen", wie sie es nennen.

*Heute Karneval am Rhein. Morgen Techno-Konzert. Übermorgen Tennis mit den Eltern.* Das ist der reine Wahnsinn. Erste Sahne. Hätten wir uns nie getraut. Unser Erlebnis-Cocktail war blödsinnig abartig: *Heute "Mann ohne Eigenschaften". Morgen "Für Elise" im Klavierunterricht. Übermorgen heimlich pousssieren in der herbstkalten Laube.* Bloß nix mit den Alten. Und weg von denen. Zu Fuß. Weil wir kein Auto hatten. Wahrscheinlich sind wir deshalb so verkorkst. Unsere Bosse [...] wissen noch mehr. Dass Ihr Zeitungen mögt. Vorausgesetzt die bringen Sport, Multimedia und Freizeittips. Schlimmer noch: Ihr haltet unsere Rascheldinger für glaubwürdig. Na gut, Politik interessiert Euch nicht - und das nächste Konzert von *Take that* ist Samstag in der Olympiahalle. Außerdem haben wir Euch zum Fressen gern. Wegen Eurer Knete. Und weil Ihr als Kaufberater der Familien die Anzeigen studiert.

Halllllohhhh zum Vierten ... Sind die Kids endlich zu Doc Martens? Oder in Ohnmacht gefallen? Dann können wir offen reden. Wie gewohnt. Comedy-Kurzsätze hält ja niemand aus. Auf Dauer. Oder durch. Machen wir uns nichts vor. Die Schrazen haben gewonnen. Ein großes Magazin traut sich nicht mehr, Photos von "alten Männern" zu veröffentlichen. Und ein Volk, welches Fünfundvierzigjährige als zu alt für jede Art von Tätigkeit einschätzt - ein solches Volk hat vor der Jugend kapituliert. Bedingungslos. Und verdient es nicht besser. (Letzte Hoffnung: Es sind bloß achtzig dieser jungen Lebenskünstler befragt worden).

Ganz offenkundig gehen hier die insinuierte Kulturlosigkeit und die Sprachlosigkeit der Ellipsen und Anakoluthe Hand in Hand. Auch diese Art von Reaktion aus der Welt der gebildeten Erwachsenen ist eine Reaktion darauf, dass die Jugend und ihre Symbolwelt – und dazu gehört auch das sprachliche Betragen – in den letzten Jahrzehnten unglaublich an Raum gewonnen hat. Vor dieser jüngsten Zeit wurden die jugendtypischen Symbole der Distanzierung von der Erwachsenenwelt nach dem seit Jahrtausenden ritualisierten Muster des Konflikts zwischen älterer und jüngerer Generation gelesen, der mit dem Vernünftigerwerden der Jungen endet. Einen Beleg für diese Sichtweise stellt sowohl der Kommentar La Rochefoucaults im Frankreich des 17. Jahrhunderts dar:

Der größte Teil der jungen Leute hält sich für natürlich, während sie lediglich ungezogen und grobschlächtig sind (nach Schneider 1993, S. 63).

wie auch die Anmerkung im klassischen Werk *Über den Umgang mit Menschen* des Freiherrn von Knigge, das dem 18. Jahrhundert zugehört, und in dem dieser bemerkt:

Viele von ihnen kommen mir äußerst ungeschliffen und plump vor. Es scheint mir, als machten sie etwas daraus, Bescheidenheit, Höflichkeit und Zartgefühl zu beleidigen, stumm, ungefällig gegen Frauenzimmer und Freunde zu seyn, selbst ihren Körper zu vernachlässigen [...] krumm und schief und gebückt zu gehen, keine Kunst, keine Wissenschaft gründlich zu lernen (nach Schneider 1993, S. 63).

Trotz des erkennbaren Befremdens, mit dem die Autoren den geschilderten Haltungen gegenübertraten, ist das merkwürdige Verhalten der jungen Leute kein grundsätzliches Problem, vielmehr ein Problem des Überganges, man sieht es als einen Umweg zum eigentlichen und unbestrittenen Ziel der Entwicklung an, das in den Normen lag, welche sich die Erwachsenenwelt gesetzt hatte.

Erst durch die grundlegenden Veränderungen, die sich in unserer Gesellschaft in der Folge des Zweiten Weltkriegs ergeben haben, hat sich die Beziehung zwischen den Generationen zu einer viel grundsätzlicheren Auseinandersetzung um konkurrierende Lebensstile verschärft. Die Entwicklung eines gesellschaftlichen und individuellen Wohlstandsniveaus, wie es die europäischen Gesellschaften bis dahin nicht gekannt hatten, brachte unter anderem mit sich, dass sich die durchschnittlichen Ausbildungszeiten verlängerten und gleichzeitig die finanziellen Spielräume erhöht wurden. Beides sind Voraussetzungen dafür, dass nun Jugend als eine Lebensphase mit eigener Identität und erweitertem Geltungsbereich angesehen wird. Vertreter der traditionellen Eliten reagieren auf diese Verselbständigung und auf die Art der dadurch emanzipierten Symbolwelten mit erkennbarer Irritation. So sieht der konservative französische Denker Alain Finkielkraut – nicht umsonst heißt das Buch, aus dem das folgende Zitat stammt *Von der Niederlage des*

*Denkens* – im Aufkommen der neuen Jugendwelt vor allem den Verlust an aufgeklärter Rationalität, diese erscheint ihm als Garant unserer demokratisch verfassten Gesellschaften, deren Stabilität damit auch gefährdet erscheint:

Die Jugendlichen: Dieses Volk ist erst in neuerer Zeit in Erscheinung getreten. Bevor es keine Schulen gab, existierte es nicht [...]. Mit der Masseneinschulung ist diese Jugend nicht länger ein bürgerliches Privileg, sondern ein allgemeiner Umstand. Und eine Lebensweise: Geschützt vor dem elterlichen Einfluss durch die Institution Schule und vor der Macht der Lehrer durch die "peer-group", haben die Jugendlichen eine eigene Welt errichten können, ein spiegelverkehrtes Bild der Werte ihrer Umgebung. Lässigkeit der Jeans gegen Kleiderzwang, Comic gegen Literatur, Rockmusik gegen mündlichen Ausdruck: Die "junge Kultur", diese Anti-Schule stellt ihre Stärke und ihre Eigenständigkeit seit den sechziger Jahren unter Beweis [...] die Jugendbewegung [bleibt] ein [...] verbotener Kontinent, der jedem Außenstehenden unbegreiflich ist. [...] für die das Feeling über den Worten steht, das Gefühl über den Abstraktionen der Sprache, die Atmosphäre über den reinen und nur rational zugänglichen Bedeutungen, sowie alle Werte, die nichts mit den traditionellen Kriterien der abendländischen Kommunikation zu tun haben und die einen undurchsichtigen Vorhang herunterlassen, eine undurchdringliche Abwehr gegen die mehr oder minder eigennützigen Annäherungsversuche der Erwachsenen (Finkielkraut 1989, S. 35).

## 2. Neue Unübersichtlichkeit

Dieser stark defensive Kommentar, wie die Angst vor dem Überhandnehmen jugendlicher Verhaltens- und Sprachformen überhaupt, zeugt von der Schwierigkeit, mit einem seit etwa 10 Jahren verstärkt zu beobachtenden Individualisierungsschub in unserer Gesellschaft fertig zu werden. Diese Zunahme an individueller Lebensgestaltung bringt es auch mit sich, dass traditionelle Konsens-Vorstellungen aufgebrochen werden, dass wir alle viel mehr an Differenz, auch an Dingen, die wir nicht so gerne mögen, aushalten müssen, als wir

gewohnt waren. Das gesellschaftliche Verhalten lässt sich nicht mehr eindeutig von dem früher normsetzenden Zentrum erwachsenen bildungsbürgerlichen Verhaltens aus interpretieren. Mag diesem traditionellen Normzentrum auch durchaus noch ein gewisses Prestige zugeordnet werden, so drängen nunmehr auch andere gesellschaftliche Gruppen und ihre Vertreter darauf, auch ihre mit diesen Modellen konkurrierenden Verhaltensmuster in die Öffentlichkeit einzubringen, und zwar, ohne sich gleichzeitig an den bildungsbürgerlichen Vorgaben messen lassen zu müssen. Ja eher umgekehrt: Die traditionelle Norm wird als unnatürlich, verschoben und altertümlich kritisiert, kritisiert im Namen jenes Religionsersatzes, der sich auch seit Ende des 18. Jahrhunderts mehr und mehr durchgesetzt hat, die Natürlichkeit. Dass das Verhältnis von Natürlichkeit und Höflichkeit nicht unproblematisch ist, braucht man eigentlich nicht besonders zu betonen. Man kann an der Art dieser Kritik aber auch sehen, dass es nicht eine Art systemlinguistischer Kritik an Sprachgebräuchen ist, die hier gepflegt würde, vielmehr wird hier das sprachliche Verhalten nur als ein Teil der symbolischen Repräsentation des Einzelnen in seiner alltagsästhetischen Inszenierung angesehen. Es ist das dann jene unsichtbare Hand der als adäquat geltenden gesellschaftlichen Inszenierung, welche sozusagen nebenher bestimmte Prozesse sprachlichen Wandels induziert oder beschleunigt.

Dabei scheint es allerdings doch etwas naiv, wie die Individualsoziologen um den neuen Star dieser Schule, Ulrich Beck, anzunehmen, wir wählen uns völlig beliebig in Symbolwelten ein, die uns gesellschaftlichen Mehrwert versprechen. Vielmehr setzen doch objektive Faktoren wie Bildung, Alter, Beruf, Wohlstand, Elternhaus usw. einen Rahmen, der unsere Wahlmöglichkeiten präformiert und gegenüber dem Universum des Wählbaren einschränkt. Auch können wir, um den Aspekt des kollektiven Gedächtnisses nicht zu vergessen, nicht beliebig aus der Geschichte unserer Kultur aussteigen. Das alles hat zur Folge, dass wir – wie das Pierre Bourdieu in schwer erträglichem Zynismus, aber ganz richtig – formuliert hat, dass wir “genau das lieben, was wir uns – intellektuell und finanziell – erlauben können” (Focus S. 157).

So entwickeln sich dann doch nicht beliebig viele Subkulturen gleichen Geltungsanspruchs in unserer Gesellschaft. Was zweifellos in vielerlei Hinsicht nützlich ist - es erleichtert die Identifikation mit der eigenen Gruppe oder den eigenen Gruppen ebenso

wie die Orientierung in der kulturellen Nachbarschaft.

Die Kultursociologie, aber auch sehr viel praktischer – verkaufstechnisch – orientierte Sozialforschungsinstitute versuchen diesen Gruppierungen, in denen sich relevante gesellschaftliche Vorlieben bündeln, auf die Spur zu kommen.

Wir finden hier die Gruppierungen, welche sich als Fortsetzung des Bildungsbürgertums verstehen lassen ("Die Kulturfreudigen") und in einem traditionellen bürgerlichen Leben fußen ("Die Bodenständigen"): Beide eint eine "ethische" Fundierung – manch anderes trennt sie; etwa das Verhältnis zu Avantgardistischem. Bei den "Neuen Bürgerlichen", die auch etwas jünger zu sein scheinen, verflacht die Ethik zur Konventionalität. Dafür entwickelt sich offenbar eigenständig eine Zivilität freundlicher Zugänglichkeit. Vielleicht umfasst diese – für ihren Bildungsgrad außerordentlich umfangreiche – Gruppe (13,2%) jene Vertreter einer Mittelmäßigkeit, die unsere Gesellschaften weithin prägt, und die man nicht geringschätzen und eher in die Nähe der *aurea mediocritas* der Stoiker positionieren sollte, wenn man Hans-Magnus Enzensberger glauben darf:

*Diese Gesellschaft ist mittelmäßig. Mittelmäßig sind ihre Machthaber und ihre Kunstwerke, ihre Repräsentanten und ihr Geschmack, ihre Freuden, ihre Meinungen, ihre Architektur, ihre Medien, ihre Ängste, Laster, Leiden und Gebräuche ... Diese Einsicht hat etwas Erlösendes [...] Soziologisch und kulturell ist die Republik durch die unangefochtene Hegemonie der *middleclass* gekennzeichnet. Die ölfleckartige Ausbreitung dieser unerhört diffusen Klasse war in den Plänen der Theoretiker nicht vorgesehen. Jahrzehntlang galt die Auszehrung, respektive die Proletarisierung des Mittelstandes, vulgo auch Kleinbürger genannt, als ausgemacht. Die widerspenstige Wirklichkeit hat die bekümmerten Prognosen der Konservativen ebenso falsifiziert wie die Sehnsüchte der Marxisten (Enzensberger 1988, S. 258).*

Dagegen vereint die "Kulturfreudigen" und die "Genießer" jenes moderne Paar von Eigenschaften, die als autonom bzw. individualistisch umschrieben werden. Und insgesamt lassen sich unter all den bisher besprochenen Gruppen verschiedene Ausprägungen der

Gruppierung älterer, gebildeter und wohlhabenderer Personen zusammenfassen, wobei noch deutlich etwas ältere und etwas jüngere sowie männliche und weibliche Gruppen auffallen.

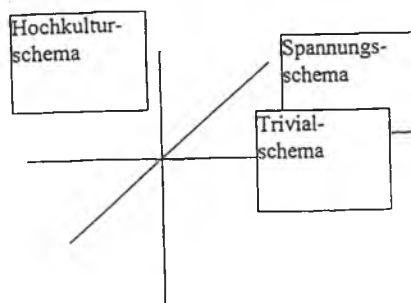
Die Grenze zu den jungen Gruppen hin wird überschritten von den "Genießern", welche mit den gebildeteren Paradejugendlichen den Hedonismus gemeinsam haben, ohne jene Unruhe mit ihnen zu teilen, welche die "Trendies" (impulsiv) mit ihrem ungebildeteren Konterpart verbindet, die freundlich als die "Suchenden" apostrophiert werden. "Anomisch-entwurzelt" klingt doch schon fast nach einem Krankheitsbild.

Was uns nun noch bleibt, sind ca. 50% der Bevölkerung, die in der medialen Präsenz wie in der Einschätzung schlecht wegkommen, die älteren und mehr ("Die Bescheidenen") oder weniger ("Die Rechtschaffenen") einfachen Leute, die sich in ihren symbolischen Präferenzen nicht wesentlich unterscheiden, wobei die Isoliertheit der Bescheidenen sicher nicht zufällig der Entwurzeltheit der Suchenden entspricht – man kann beides als Zeichen gesellschaftlicher Marginalität lesen.

### **3. Ein Versuch der wissenschaftlichen Erfassung**

Neuere kultursoziologische Analysen versuchen System in solche Gruppierungen zu bringen. So unterteilt Gerhard Schulze in seinem Buch von der Erlebnisgesellschaft unsere Gesellschaft in Gruppen mit gemeinsamen Lebensstilen, die er Milieus nennt und die ihr gesellschaftliches Symbolinventar anhand von drei Dimensionen der Weltinterpretation auswählen. Es handelt sich dabei um das Hochkulturschema, das Spannungsschema und das Trivialschema. Schon ein Vergleich mit den obigen Skizzen zeigt, dass die verschiedenen Milieus sich zwischen diesen Dimensionen in unterschiedlicher Weise und Mischung positionieren.





Gemäß dieser Positionierung zwischen den Dimensionen lassen sich fünf Symbolisierungsgemeinschaften/Milieus erkennen:

	Hohe Bildung	Mittlere Bildung	Niedere Bildung
Alter	Niveaumilieu	Integrationsmilieu	Harmoniemilieu
Jugend	Selbstverwirklichungsmilieu		Unterhaltungsmilieu
	Hohe & Mittlere Bildung		Niedere Bildung

Dabei kann man das Niveaumilieu als eine Weiterentwicklung der herrschenden Bildungsschicht ansehen, bei der formale Stilisierung eine hohe Rolle spielt. Was nun in diesem Niveaumilieu positiv bewertet wird, ist auf Grund dieser Tradition eindeutig auf das Hochkulturschema ausgerichtet und geprägt von der "Dimension der Hierarchie";

„strukturierendes Prinzip ist der feine Unterschied, die Abstufung zwischen höher und tiefer, die in einem außenverankerten Ich-Welt-Bezug mit verschiedenen parallel verlaufenden Rangordnungen eingebettet ist: Beruf, Bildung, Einkommen, Besitz, Geschmack, Sprachcodes, Konversation, Bekanntschaften, veranstaltete Kultur, Umgangsformen, körperliche Erscheinung, Kleidung“ (Schulze 1993, S.284).

Sprachlich lassen sich diese Gruppen in etwa so beschreiben, wie das Heinrich Löffler (1995, S.166) mit dem Bildungsbürgertum tut, wo als zentraler Wert die Variabilität und die Fähigkeit, einer Vielzahl von Normanforderungen zu entsprechen, genannt wird. Dagegen sind die älteren „einfachen Leute“ des Harmoniemilieus, d.h. die „Rechtschaffenen“ und die „Bescheidenen“, die dem Trivialschema nahe stehen, durch Merkmale gekennzeichnet, die gerne der Unterschicht zugeordnet werden: Viel formale Solidarität, wenig Fähigkeit und Neigung zur Variation – allerdings eine Fähigkeit zu freundlicher Solidarität, die den „Oberschichten“ oft fehlt: Zurecht wird neuerdings festgestellt, dass dieses Milieu, das zahlenmäßig sicherlich eine ganz erhebliche Gruppe der Bevölkerung umfasst, „nicht nur politisch ein staatsstreu, konservatives und vom Bürgertum geprägtes Verhalten [zeige], sondern [...] sich auch sprachlich um eine höchst anständige und akzeptierte Ausdrucksweise“ [bemühe] (Löffler 1995, S.166/67). Unter den veränderten medialen Verhältnissen – vor allem der Öffnung des Fernsehmarktes im letzten Jahrzehnt – hat die öffentliche Wahrnehmung der Sozialsymbolik dieses Milieus erheblich zugenommen. Besonders bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang das Aufkommen und die offenkundig massenhafte Konsumtion von Talkshows mit „einfachen Leuten“, die in einem Teil der privaten Fernsehsender größere Teile des Nachmittagsprogramms abdecken. Mit ihnen gewinnt die öffentliche Sprachlage dieses Milieus einen anderen Status – sie bekommt einen Stellenwert unabhängig von einem Vergleich mit entsprechenden Formen des Niveaumilieus.

Auffällig ist nun, dass sich tatsächlich zwischen diesen klassischen Milieus eine Gruppe ansiedelt, welche versucht, das Beste von beiden Seiten zu nehmen, das sogenannte Integrationsmilieu, von dem die „Neuen Bürgerlichen“ viel haben, aber auch Teile des Genuss-Milieus. Kennzeichnend scheint für dieses Milieu die zentrale Stellung des Strebens nach Konformität zu sein, ebenso eine prinzipiell hohe Lebenszufriedenheit:

Aufgeschlossen integrierte Normalbürger nennt sie Schulze an einer Stelle auch. Wenn man die neuere Sprachentwicklung, wie wir das hier tun, unter dem Aspekt der Verjugendlichung betrachtet, ist die Folie, von der sich die Veränderungen abheben, am ehesten in diesem Integrationsmilieu zu suchen, das mit seiner Hervorhebung von Ordnung und von mittlerer Komplexität seine Normalität auch sprachlich signalisieren will. Diese Folie kommunikativer Unauffälligkeit wird sich im Praktischen irgendwo zwischen den Sprachgebräuchen der Ober- und Unterschicht finden, wie wir sie oben nach gängigen soziolinguistischen Beschreibungen geschildert haben. Auf Grund der Entwicklungsrichtung, die unsere Gesellschaft genommen hat, und die man mit dem Stichwort der Erlebnisgesellschaft kennzeichnet, nimmt diese Ebene allmählich symbolische Anleihen bei den dynamisch orientierteren ehemals jüngeren Stilen auf. Das gilt auch für die sprachliche Symbolisierung, und so sind Texte wie der folgende inzwischen typischer für den jüngeren Teil des Integrationsmilieus als für die wirklichen Jugend-Milieus, von denen anschließend noch zu reden sein wird:

Sie suchen händeringend einen neuen Job und verschicken deshalb ein Massenmailing mit Ihrer Bewerbung. Aber die Quantität erhöht Ihre Chancen nicht. Wer ein Vorstellungsgespräch haben will, pickt sich eine Handvoll Unternehmen raus und stimmt Lebenslauf und Anschreiben entsprechend ab. Wenn Sie nie konkret erwähnen, warum Sie ausgerechnet zu dieser Firma passen, landen Ihre Unterlagen unweigerlich am falschen Ort: Im Papierkorb der Personalabteilung (Marie-Claire 8/96, S.181).

Coolness, Dynamik, aber auch die deutliche Integration in ein gängiges Lebensmuster städtischer Menschen in der Lebensmitte kennzeichnen diese Zeilen. Dabei sind in diesen Stil allerlei Eigenheiten eingegangen, die man traditionell mit Mündlichkeit assoziiert: *Händeringend* suche man einen *Job*, man will ein *Vorstellungsgespräch* haben, man *pickt* die Unternehmen *raus*, auch die Gradpartikel *ausgerechnet* und die idiomatische Wendung *am falschen Ort landen* tragen diesen stilistischen Wert schriftlich gewordener Mündlichkeit. Trotz dieser Lockerheitssignale handelt es sich nicht um ein richtig

jugendliches Register, vielmehr um eine Art von Erwachsensein, das die Individualisierung der Gesellschaft in einer gewissen Phase mitgemacht und in sein höheres Alter mitgenommen hat. Der Konformitätsdruck innerhalb dieser Schicht fordert nun zwar nicht mehr die Anpassung an traditionelle Werte, dafür aber an die Ansprüche einer kreativen Selbstrepräsentation. Das kann man schön an den negativen und positiven Bewertungen der Arbeitsumwelt sehen, die im selben Textzusammenhang gegeben werden:

#### Mythos Nummer 4: Ordnung muss sein

Gestalten Sie Ihren Arbeitsplatz lieber so, dass Sie sich wohl fühlen. Kein kreativer Mensch verwirklicht sich, indem er ständig seinen Schreibtisch aufräumt, Hausmitteilungen ablocht und vergisst, den Gummibaum zu gießen. Er hat eher ein Dartspiel an der Wand, Aktenstapel auf jedem freien Fleck und dazwischen Keksschachteln und Faxe mit den Hausaufgaben der Kinder. Möglicherweise finden das manche Chefs seltsam. Aber viele nehmen es hin, weil aus chaotischen Büros oft die produktivsten Anregungen sprudeln. Da sitzen nämlich Persönlichkeiten drin, die einen eigenen Stil pflegen, unkonventionell denken und sich nicht um Formalitäten kümmern. Riskieren Sie ruhig etwas (Marie-Claire 8/96, S.181).

## 4. Die Jugend

### 4.1. Verselbstständigung der Jugend

Aus den letzten Überlegungen wie auch aus der Existenz einer relevanten Gruppe wie der der Genießer geht hervor, dass die alte Generationeninterpretation nicht mehr greift:

Je älter die 'Jüngeren' werden, desto klarer stellt sich heraus, dass die Altersdistinktion nur Zeichen für Distinktion zwischen Angepassten und Individualisten war. Bloßes Etabliertsein, beruflicher Erfolg, Besitz an sich gelten in dieser Distanzierung von den Angepassten noch nicht als Übel [...] Unentdeckt bleibt meist die dieser Distinktion innewohnende Paradoxie, dass auch Unkonventionalität

zur Konvention werden kann (Schulze 1993, S.158).

Wenn das stimmt, dann geht das an die Substanz der Definition der Jugendsprache als einer "transitorischen Gruppensprache".

#### 4.2. Jugendsprache als Eigentum der Jugend

Gerade am Sprachgebrauch der richtig jungen Milieus, des Selbstverwirklichungs- und des Unterhaltungsmilieus bzw. der Trendies und der Suchenden kann man allerdings sehen, dass die Jugend hart darum kämpft, sich ihre kommunikativen Besonderheiten zu erhalten, und zwar zu erhalten durch die Erhöhung der sprachlichen Exzessivität, welche die typischen gesprochenen Sprachformen prägt, die in diesen Subkulturen verwendet werden: Es seien nur einige Beispiele genannt, wie etwa die Verwendung von verschiedenen Gruß- und Anredeformen, Gesprächspartikeln oder Fluch- und Beteuerungsformeln. Die erkennbare Vielfalt in diesem Bereich wird aus verschiedenen Subkulturen gespeist. Auf Grund der grundsätzlichen anglo-amerikanischen Prägung der Kulturen, die im Spannungsschema zusammengefasst werden, findet sich hier viel Englisches: Mit *hi* oder *is ja chow* [sic!; recte vermutlich *show*] würde man sich begrüßen, zitiert der Spiegel (29/1996, S.100) eine junge Teilnehmerin der love parade, apostrophiert als eines der Leitmuster der damit verbundenen Jugend-Bewegung, als *TechnoBabe*. Es findet sich in der deutschen Jugendsprache häufig auch Regionales, die auffällige Häufigkeit der Partikel *wa* im Jugend-Berlinischen, oder auch, wenn der Spiegel die gerade schon erwähnte Frau zitiert: *Det is einfach so da. Ick fühl mich enorm göttlich darin* (Spiegel 29/1996, S.100). Etwas genereller gilt offenbar nach wie vor eine gewisse Neigung zu Unverbindlichkeitssignalen, wie dem *so* oder *irgendwie* in dem folgenden Zitat: *Alles ist irgendwie so horizontal* (Spiegel 29/1996, S.100). Aber auch jenseits dieser medialen Gesprochenheit, auch in der schriftlichen Umsetzung von Jugendsprache finden sich auffällig viele Gesprochenheitssignale, was z.B. die Formelhaftigkeit und "Unvollständigkeit" der syntaktischen Strukturen angeht. Das Streiflicht der Süddeutschen

Zeitung, das zu Beginn dieses Beitrags zitiert ist, benutzt gerade diese Merkmale in auffälliger Häufigkeit, um die strukturelle Verarmung der Jugendsprache zu charakterisieren. Aber auch der Autor Cordt Schnibben, der für den Spiegel über die love parade in Berlin berichtet, passt sich in den Reportageteilen seines Textes solch einem Stil an:

Man kann die Verzweiflung an den Schreibtischen der Nation verstehen, dass dieser Tanz der Ratten auf dem Müll das große Ding sein wird, was die Großväter in fünfzig Jahren ihren Enkeln aus den Gründungsjahren der neuen Republik erzählen werden. Erst der Mauerfall, dann Christo, dann die love parade, sonst nichts (Spiegel 29/1996, S.83).

Neben der Konzentration von Kürzestsätzen am Ende ist hier das formelhafte Prädikat *das große Ding sein* ebenso auffällig wie der äußerst unübliche, fast anakolutische Anschluss der beiden Nebensätze, die offenkundig eine anreihende, mit vagen Bezügen arbeitende Sprechsyntax schriftlich wiedergeben. Dabei ist der Anschluss des ausgeklammerten *dass*-Satzes an *die Verzweiflung* noch weniger auffällig, ist es doch lediglich der etwas hilflose Versuch, zwei präpositionale Attributtypen anzuschließen, die aufgrund ihrer Länge die Verständlichkeit der Satzklammer zu sprengen drohen. Der mit der Konjunktion *dass* eingeleitete Attributsatz entspricht einem Attribut mit der Präposition *über*. Das ließe sich durch ein entsprechendes Korrelat verdeutlichen: *Die Verzweiflung an den Schreibtischen der Nation darüber, dass ... das große Ding sein wird*. Durch die Ausklammerung gerät dieser Nebensatz aber nun in eine Position hinter das Verb *verstehen*, das häufig einen Objektsatz mit *dass* nach sich zieht: *Man kann... verstehen, dass ... das große Ding sein wird*. Solche Objektsätze stehen bekanntlich notwendig im Nachfeld, sind daher unbedingt an dieser Stelle zu erwarten. Solcherart wird der Leser über den Status des folgen den Nebensatzes in die Irre geführt. Es handelt sich aus diesem Grund um einen unter schriftsprachlichen Kriterien schlecht konstruierten Satz, den wir im Mündlichen, wo es uns womöglich wichtiger erscheinen wird, dass die Satzklammer zwischen dem Modalverb und dem Infinitiv nicht überdehnt wird, sicher eher akzeptieren können. Noch auffälliger

am gänzlich ungezwungenen Sprechen orientiert erscheint der mit *was* eingeleitete Nebensatz. Wenn wir im Textverlauf auf ihn stoßen, erwarten wir bei diesem Einleitpronomen am ehesten einen weiterführenden Relativsatz, einen Satz also, der eigentlich eine neue Aussage anschließt und unter dem indefinit relativen Pronomen den Inhalt des scheinbaren Hauptsatzes aufnimmt. Alternativ wäre ein *das- was*-Bezug denkbar: [...] *das sein wird, was die Großväter [...]*. Da diese Möglichkeit aber nur bei Pronomina als Bezugselementen möglich ist, wirkt sie bei der semantisch ähnlich indefiniten Phrase *das große Ding* ungrammatisch, bzw. als hochgradig umgangssprachlich gesprochen, als eine Erscheinung, die nahe an noch deutlicher gesprochene indefinite Relativierungen erinnert: *das große Ding, wo die Großväter [...] erzählen werden*.

Am meisten diskutiert, da am augenfälligsten, werden zweifellos die lexikalischen Besonderheiten der jugendlichen Stile. Diese Auffälligkeit kommt daher, dass erstens Sachverhalte angesprochen werden, welche als jugendspezifisch gelten (sollen) und das zweitens in einer Weise, welche deutlich Insider, also Leute, die dazugehören, von denen trennt, die nicht dazugehören. Auch das wird aus den genannten Gründen häufig durch englischsprachige Ausdrücke geleistet. Die auf den T-Shirts geschriebenen Fahnenwörter der Techno-Bewegung mögen das belegen: *respect, looser, trouble* steht da oder *be yourself, shut your mouth and open your mind* (alle nach Spiegel 29/1996, S.92 f.). Auch dass die zentrale Musiktechnik dieser Subkultur Deejaying heißt, passt hierher. Das Suffix *-ing* bindet diese neue Bildung in den Bezeichnungstyp für modische Tätigkeiten insgesamt ein – selbst Heißluftballonfahren heißt ja heutzutage *ballooning* – die phonetische Ausschreibung des schon seit längerem zum DJ gekürzten *disc jockey* kennzeichnet den "Stamm" der *Raver*. Diese Beispiele sind auch deswegen signifikativ, da sich das Spannungsschema insgesamt nach wie vor zentral aus Pop-Kultur-Signalen speist (s. Schulze 1993, S.746), etwa auch aus dem *science-fiction*-Umfeld:

Jener Familienvater, der auf der Suche nach seiner Tochter bis in die Unterwelt eines Techno-Klubs vordrang, musste erfahren, dass sein Herzschrittmacher die rasenden Pulsfrequenzen eines Gabba-Computers nicht überlebte. 'Zutritt für überempfindliche Erdlinge verboten' stand über der Eingangstür (Spiegel 29/1996, S. 94).

Jenseits der auf bestimmte Inhalte bezogenen Lexik gibt es eine Reihe von vor allem englischen Elementen, die derzeit die Aura von Lockerheit und Coolness als die Idealisierung der Jugend transportieren. Diese "Natürlichkeit" findet eine ihrer sprachlichen Entsprechungen in sprachlicher Informalität, in Lockerheit, im verbalen Tabubruch: Die Feindbilder werden eindeutig stigmatisiert. Wenn ich lese, dass man nichts wissen wolle von *Weicheiern wie Michael Jackson*, dann sieht man im Extrem, was damit gemeint ist. Und wenn ein Skinhead zu seiner Selbstdefinition sagt: *Abgrenzung vom gesellschaftlichen Spießerleben, gute Freunde, gute Musik, Zusammenhalt, Gegensatz zum langhaarigen Kifferdreck* (nach Farin/Seidel-Pilen 1993, S.133), so sind das sprachlich noch harmlose *Spießerleben* und der *langhaarige Kifferdreck* anderer jugendlicher Subkulturen die Grenzen, zwischen denen sich in diesem Fall fast ein traditionelles Idyll zu verstecken scheint: *Gute Freunde, gute Musik*. Diese rabiaten Extreme haben wohl kaum Chancen größere allgemeine gesellschaftliche Wertschätzung zu gewinnen - sie sind aber auch der geradezu verzweifelte Versuch, dieses Aufgesogenwerden von der Gesellschaft zu vermeiden:

So besteht die vielleicht letzte Freiheit darin, sich den Diskursen einfach zu verweigern. Oder wie es der Rapper Fab Five Freddy formuliert: 'Man muß einen Stil finden, mit dem keiner klar kommt' (Farkas 1997).

Aber auch abzüglich der gerade zitierten Härten scheint distanzierte Lockerheit verschiedener Form im Jugendtrend der Zeit zu liegen. Nach wie vor gilt das Ideal, *cool* zu sein. Dem entspricht auch jene von amerikanischen Jugendkulturen der Schwarzen kommende Technik, negative Begriffe für positive Bewertungen zu haben. Vor ein paar Jahren hatte der oben schon unfreundlich zitierte Michael Jackson einen Hit mit dem Titel *I'm bad*, was natürlich eigentlich heißt: *Ich bin ganz toll*. Anscheinend war daraufhin für eine Zeit lang für bestimmte Jugendliche *bad* das Wort für höchstes Entzücken. Solche Worte, die gefühlsmäßige Extreme ausdrücken können, gehören überhaupt zum Kernbestand typisch jugendlicher Interaktion, in der offenbar häufig der Bedarf besteht,



auszudrücken, dass etwas ganz toll oder ganz entsetzlich sei. Wenn man seit den späten 50-er Jahren nachschaut, was es da gab, so sieht man zunächst eine Neigung zu Wörtern der geistigen Abseitigkeit: *wahnsinnig*, *irre*, über die sich bald niemand mehr erregte, so dass sie später, um nur einen bekannten Fall zu nennen, abgelöst wurden von dem Paradewort sexueller Provokation, nämlich *geil*. Das Lexem *geil* hat zwar gegenüber Erwachsenen einen Teil seines Provokationswertes behalten, wie der offenkundige Stolz des im Spiegel (29/1996, S. 98) zitierten Schriftstellers Rainald Goetz zeigt, dass er es wage, eine Art des Erlebens von Techno-Musik als das *Größte*, *Geilste*, die *Erfüllung überhaupt* zu beschreiben. In dem Wortschatz des nun schon mehrfach zitierten TechnoBabes ist dieses Wort aber offenbar schon als ganz natürlich eingegangen – es bedeutet nicht mehr viel mehr als toll: *Weil's einfach so geil war im Nachtleben, so große Familie und Kuschelfeeling und so* (Spiegel 29/1996, S. 100) – ein Satz, der traditionellere Sprecher des Deutschen in denotative und konnotative Verwirrung stürzen kann. Was nun nach der Epoche des *geil* kommt, wird man sehen.

#### 4.3. Ausbreitung des Spannungsschemas in die Gesellschaft

Nun ist die Beschreibung jugendlichen Sprachverhaltens als einer Art Gruppensprache das eine, die Bewertung ihrer gesellschaftlichen Geltung das andere – aber das Entscheidende, wenn man ein Bild von der veränderten Stellung solcher Sprachformen in der Symbolwelt unserer Gesellschaft gewinnen will.

Jugend: Sechs Buchstaben, die nichts mehr verheißen, weil sie allgegenwärtig sind.  
Jugend: Sechs Buchstaben, die für nichts mehr stehen - außer für eine kaufkräftige Zielgruppe. Jugend: Sechs Buchstaben, die sich, allen Ausdifferenzierungen zum Trotz, noch immer auf ein paar Millionen junge oder sich jung fühlende Menschen beziehen lassen [...] die oft nicht viel mehr gemeinsam haben als eine Fahrt in der U-Bahn - aber die eben wohin wollen (Farkas 1997).

Auch dieses Zitat in seiner rhetorischen Emphase legt uns nahe, die Unruhe, das nicht Kontemplative für das Band der Jugendlichkeit zu halten. Wenn wahr ist, was auch die letzten beiden Zitate andeuten und was sich auch bei den Überlegungen zur jetzigen Gestalt des Integrationsmilieus zu bestätigen schien, nämlich dass Merkmale des Spannungsschemas nicht mehr nur einfach für Zugehörigkeit zur jungen Generation stehen, sondern für ein bis an die Mitte der 40-er hochgezogenes soziales Alter, ist einer Charakteristik entsprechend der Sprachformen als transitorischer Gruppensprachen kaum mehr angemessen. Wenn das Band des Spannungsschemas nicht mehr so exklusiv für die Jugend gilt, stellt sich auch die Frage neu, was die unterschiedlichen Jugend-Milieus so stark zusammenbindet, um sie gemeinsam als Instanzen einer einheitlichen Jugendkultur zu verstehen. Auch Schulze unterscheidet hier ja schon das sogenannte Selbstverwirklichungsmilieu, wie es z.B. im Kern von studentischer Jugend repräsentiert wird, vom Unterhaltungsmilieu als dem jugendlichen Trivialtypus. Auch diese beiden Milieus sind wie die entsprechenden Altersmilieus durch die Kategorie der Bildung getrennt, wobei auf Grund der veränderten Bedeutung von Schulbildung insgesamt bei den jüngeren Gruppen die Milieugrenzen anders verlaufen als wir das bei den "Alters"-Gruppen kennengelernt hatten. Es wird bei der Jugend unterschieden zwischen jenen Gruppen mit höherer und mittlerer Bildung auf der einen und mit Hauptschulbildung auf der anderen Seite.

Wir haben oben schon angedeutet, dass in letzter Zeit auch das Integrationsmilieu aus den symbolischen Quellen dieser jugendlichen Milieus schöpft, so dass zu fragen wäre, wie solche Amalgamierungsformen in eine Gesamtsicht der Kommunikation in unserer Gesellschaft einzuordnen wären. Vor allem ist bei aller Milieudifferenzierung nicht zu übersehen, dass das sogenannte Unterhaltungsmilieu doch auch Merkmale einer jugendlicheren Variante von Unterschichtverhalten zeigt, was zu prinzipiell benachteiligenden Lebensplänen bei diesen Gruppen führt (vgl. Strohmeier 1993, S. 22). Das sieht man unter anderem daran, dass uns 25-jährige Arbeiter im Schnitt bei weitem nicht so "jugendlich" vorkommen wie 25-jährige Studentinnen und Studenten.

Das heißt andererseits auch, dass sich die sprachlichen Lockerungen und antikonventionellen Züge, die man in unserem Sprachgebrauch sicherlich feststellen kann,

wollen sie akzeptiert werden, eher auf Stile beziehen, welche durch zusätzliche Hochkulturnähe charakterisiert sind, also aus dem Umfeld des Selbstverwirklichungsmilieus stammen. Aus der generellen Pluralisierung der Lebensmilieus folgt zwar, dass sich nunmehr die verschiedenen Milieus nicht mehr prinzipiell aneinander messen lassen, es ist aber offenkundig, dass die daraus in Demokratien zu ziehende Folgerung einer höheren Toleranz gegenüber differierender Lebensformen am leichtesten von denen geleistet wird, die dann faktisch den gesellschaftlichen Diskurs doch bestimmen. Bestimmten Milieus haftet dann doch mit hoher Wahrscheinlichkeit eine soziale Mindereinschätzung an.

Vielleicht lässt sich in diesem Zusammenhang auch der anscheinend milieuübergreifende Erfolg von Erscheinungen interpretieren, die in einem der obigen Zitate als signifikant für die Bundesrepublik Deutschland nach der Wende ausgegeben werden. Sie lassen sich in die unterschiedlichen Milieus integrieren, vermitteln damit den Eindruck von Gemeinsamkeit, wiewohl sie bei den Angehörigen der verschiedenen Milieus eine gänzlich unterschiedliche Interpretation bekommen. Der "Fall der Berliner Mauer" als ein gesellschaftliches Zeichen kann in den verschiedenen Milieus entweder als historisches Ereignis reflektiert werden (Niveaumilieu) oder am anderen Ende der Interpretationsmöglichkeiten als action-angereicherte Szene aus einer Art nationaler soap-opera (Unterhaltungsmilieu) gelesen werden. Bei der des Weiteren erwähnten Verhüllung des Reichstags durch Christo war es leicht, diesen Event symbolisch zu integrieren einerseits als avantgardistisches Kunstereignis mit reflexivem Charakter (Niveaumilieu) als (kritisches) happening (Selbstverwirklichungsmilieu) oder auch als populäre action (Unterhaltungsmilieu) - logischerweise ist der Platz im Harmonie- aber auch im Integrationsmilieu schwieriger. Die love parade hat mindestens zwei symbolische Interpretationen, nämlich einerseits die Zuordnung zur "neuen Kulturszene", die zum Selbstverwirklichungsmilieu passt, und die andererseits als ein Element einer jugendlich modifizierten "Volksfestszene" betrachtet werden kann, die Schulze (1993, S. 330) als typisch für das Unterhaltungsmilieu ansieht. "Für die einen ist es die härteste Party der Welt, für die anderen ist es die Versammlung einer schnell wachsenden Jugendbewegung, die durch "love and peace" die Gesellschaft verändert" - leitet der Spiegel (29/1996, S.95) konsequent seinen Bericht über die love parade, jenes Großereignis ein, das im Sommer

1996 600.000 Anhänger der Techno-Musik in Berlin zusammenführte. Dass an anderer Stelle noch festgestellt wird "für das Goethe-Institut [sei] Techno der z.Z. wichtigste deutsche Kulturexport" (ebd., S.92), verdeutlicht die Interpretationsambivalenz solcher gesellschaftlicher Ereignisse. Bei diesem Erfolg kann es nicht verwundern, dass sich die Avantgarde des Selbstverwirklichungsmilieus auf diese Art und Weise nicht mehr angemessen symbolisiert sieht; in diesem Rahmen ist keine hinreichende Differenzierung zu erreichen. Und so resumierte die Süddeutsche Zeitung neuere Stellungnahmen aus der Jugendkultur zu diesem Punkt: Denn spätestens seit dem kommerziellen Erfolg der einstigen Independent-Band *Nirvana* präsentiert sich der Mainstream selbst als eine Minderheit – sei es in der Form von Konsumrebellentum innerhalb einer expandierenden Alternativszene oder als eine leistungsorientierte *one family* bei der Berliner *Love Parade* (Farkas 1997).

Da sieht man nur, wie schwer es geworden ist, sich in den Zeiten freier Wahl angemessen zu symbolisieren.

Man sieht an diesen Beispielen auch, dass sich, um zur Sprache zurückzukehren, Interaktionsformen in den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Interesses gerückt sehen, welche in die traditionelle Welt von Schriftlichkeit und Mündlichkeit nicht so recht passen wollen. Das ist nicht zuletzt eine Konsequenz der Veränderung der Leitmedien (vgl. dazu Giesecke 1992): Die elektronischen Medien produzieren neue Formen zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Das gilt für das Fernsehen, wie für die e-mail- und die Fax-Kommunikation. Dadurch werden die verschiedensten subkulturellen Stile eher öffentlich und akzeptiert. Dennoch wäre es ein gutwilliger Irrtum zu glauben, für die soziale Einschätzung und Stellung des Individuums sei es irrelevant geworden, wie man sich selbst symbolisch und damit auch sprachlich repräsentiere.

## 5. Neue Antworten auf neue Fragen

Wir haben versucht zu zeigen, dass ein soziolinguistischer Blick auf die Veränderungen im heutigen Deutsch, der die Pluralisierung unserer Gesellschaft nicht in sein

Beschreibungsmodell einbezieht, wenig über die Bewertung von Verschiebungen im Gebrauchsspektrum unserer Sprache sagen kann, die von den sogenannten Jugendkulturen ausgegangen sind. In einem Modell, das diese gesellschaftlichen Veränderungen miteinbezieht, gibt es eigentlich keine gesamthafte Jugendsprache mehr, die ein traditionelles Kommunikationssystem unterwandern würde. Wir rechnen vielmehr mit Veränderungen der akzeptierten sprachlichen Symbolisierungsgewohnheiten, die jener Pluralisierung den veränderten medialen Bedingungen ebenso Rechnung tragen wie der gesellschaftlichen Konkurrenz, die zwischen diesen Symbolisierungsformen ausgetragen wird.

### Literatur

#### *Quellen für die Textbelege:*

*Der Spiegel*, Heft 29 vom 15.7.1996.

*Focus* Nr. 50 vom 9.12.1996

*Marie-Claire*, Heft 8 1996.

*Süddeutsche Zeitung* vom 3.5.1996.

#### *Sekundärliteratur*

Beck, U. (Hg.) (1997): *Kinder der Freiheit*. Frankfurt am Main.

Beck, U./Beck-Gernsheim, E. (Hgg.) (1994): *Risikante Freiheiten*. Frankfurt am Main.

Bourdieu, Pierre (1993): *Die kleinen Unterschiede*. Frankfurt am Main.

Brunkhorst, Hauke (1994): *Demokratie und Differenz. Vom klassischen zum modernen Begriff des Politischen*. Frankfurt am Main.

Elias, Norbert (1988): *Über die Deutschen*. Frankfurt am Main.

Enzensberger, Hans-Magnus (1982): *Politische Brosamen*. Frankfurt am Main.

- Enzensberger, Hans-Magnus (1988): *Mittelmaß und Wahn*. Gesammelte Zerstreuungen. Frankfurt am Main.
- Farin, Klaus/Seidel-Pielen, Eberhard (1993): *Skinheads*. In: Stäblein, Ruthard (Hg.): *Höflichkeit. Tugend oder schöner Schein*. Darmstadt S. 124-142.
- Farkas, Wolfgang (1997): *Blindtext, der brennt. Von der Schwierigkeit, über Jugendkultur zu schreiben*. In: *Süddeutsche Zeitung* Nr.41, Mittwoch, 19. Februar 1997, S. 13.
- Finkelkraut, Alain (1989): *Die Niederlage des Denkens*. Reinbek.
- Giesecke, Michael (1992): *Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft*. Frankfurt am Main.
- Löffler, Heinrich (1995): *Germanistische Soziolinguistik*. Berlin.
- Schneider, Manfred (1993): *Der Betrug der guten Sitten*. In: Stäblein, Ruthard (Hg.): *Höflichkeit. Tugend oder schöner Schein*. Darmstadt, S. 44-65.
- Schulze Gerhard (1993): *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. Frankfurt am Main/New York.
- Schulze, Gerhard (1987): *Identität als Stilfrage? Über den kollektiven Wandel der Selbstdefinition*. In: Hans-Peter Frey/Karl Haußer (Hg.), *Identität*. Stuttgart 1987, S. 105-124.
- Sennet, Richard (1983): *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens*. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt am Main.
- Strohmeier, Klaus-Peter (1993): *Pluralisierung und Polarisierung der Lebensformen in Deutschland*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 17/93, S. 11-22.
- Wehler, Hans-Ulrich (1987): *Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1700 bis 1815*. München.
- Weinrich, Harald (1985 [1984]): *Die Zukunft der deutschen Sprache*. In: ders.: *Wege der Sprachkultur*. Stuttgart, S. 333-363.